

Nr. 118. Bromberg, den 27. Mai 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(45. Fortsetzung.) ———

Erst als Holder am nächsten Vormittag abgefahren war und Dag nach dem Abschied auf der Treppe in die Diele zurückkam, raffte sich Adelheid endlich zu der Frage auf: „Was wollte er eigentlich?"

Dag zuckte zusammen und schien ohne Antwort an ihr vorbeigehen zu wollen, doch dann verhärteten sich seine Züge, und er erwiderte fest: „Geld leihen!"

„Hat er welches bekommen?" fragte sie tonlos.

„Ja, das in Hamburg."

„Alles?" entfuhr es ihr wie ein unglückliches Stöhnen. Dag wurde verlegen. Sie hatte recht. Es war ihm gar nicht eingefallen, daß Holder auch mit weniger gedient sein könnte. Jetzt war es zu spät.

„Ja", antwortete er fest wie vorher, „alles."

„Dann muß es ja sehr schlimm mit ihnen stehen", sagte Adelheid vorsichtig.

„Ja, er sprach davon", sagte Dag.

Sie zuckte zusammen. Dann hatte ihm Dag also die ganze große Summe in silbernen Hamburger Banco geliehen, im vollen Bewußtsein, wie schlecht er stand.

„Man kommt nicht bei solcher Kälte soweit her, wenn es einem nicht wirklich schlecht geht", sagte Dag; aber er hatte aus ihrem Tonfall entnommen, was sie eigentlich meinte, und fügte schon im Gehen leise hinzu: „Es ist die Familie meiner Mutter . . ."

Adelheid fand, das hätte er nicht zu sagen brauchen; es klang wie eine Zurechtweisung, weil sie sich in seine Angelegenheiten gemischt hatte.

Sie hatte seit Vater Dags Tode schon manches Mal ein unsicheres Gefühl gehabt, jetzt wurde ihr ernstlich bange. So ging Dag hart gegen kleine Schuldner vor und lieh dann ohne weiteres solche Summen aus. Was konnte da nicht das nächste Mal geschehen?

In den folgenden Tagen war Dag unzugänglicher als je, er schien nicht einmal die Kinder zu sehen. Wollten sie mit ihm sprechen, dann gab er keine Antwort.

Eines Abends, als Dag in der Diele vorm Kamin saß, kam Adelheid die Treppe herunter und ließ sich mit ihrer Handarbeit still in ihren Sessel nieder. Als sie ihn hier unauffällig beobachten konnte, zog sich ihr das Herz zusammen. Es lag etwas so Unheimliches über seiner zusammengesunkenen Gestalt, das Haar hing ihm wirr in die Stirn, die Augen glühten unter den halbgeschlossenen Lidern, und die kräftigen, gefährlichen Hände waren so heftig zusammengepreßt, als hielte er sich selber mit aller Kraft fest. Der Mann dort war nicht nur unheimlich — er war unglücklich . . .

Zum erstenmal kam ihr das jetzt klar zum Bewußtsein — hinter all seiner Unfaßlichkeit in letzter Zeit war er unglücklich, tief, ja grenzenlos unglücklich.

Es flimmerte ihr vor den Augen von Tränen, und ehe sie es recht wußte, sagte sie: „Weshalb können wir nicht — anders miteinander sein?"

Sein Blick weitete sich, als entdecke er im Feuer etwas Unfaßbares, er hob langsam den Kopf, als lausche er auf etwas ebenso Unfaßbares, kam schwerfällig hoch — wie in unerträglicher Spannung, stand ganz auf und wendete sich ihr zu. „Weil nicht ich es war, den du damals liebtest, als du — hierher heiratetest . . ." sagte er in einem Ton, der jedes Wort zwischen den Zähnen zerknirschte. In derselben Sekunde schien seine innere Spannung zu zerreißen. Er drehte sich um und verschwand im Dunkel der Diele; dann hörte sie ihn die Schlafkammertür hinter sich verriegeln.

Die leidenschaftlich bebende Gestalt, die verzerrten Züge, die haßfinsteren Augen, das ganze Bild, das sich im Kaminfeuer so scharf gegen den dunkeln Hintergrund abhob, brannte sich in ihr ein als das Schrecklichste, was sie je gesehen hatte. Und die Worte, diese furchtbaren Worte, mit denen er sie zerschmetterte. Ja, zerschmetterte — denn jetzt war alles aus.

Am Morgen nach diesem Auftritt war Dag auf Skiern in den Wald gegangen. Er blieb viele Tage fort; sie wurden die furchtbarsten in Adelheids Leben. Ein unklares Gefühl, daß er einen Grund für seine grausame Beschuldigung haben müsse, trieb ihr die Gedanken in nebelhaft jagenden Schwaden ohne Anfang, ohne Ende durch den Kopf — und dahinter wuchs von Tag zu Tag die Angst, er könne noch einmal eine solche Wahnsinnstat unternehmen wie damals am Totenberg, und sie würde ihn nie wiedersehen.

Sie sann und zermarterte ihr Gehirn, überlegte, ob ihre Frage wegen des Geldes für Holder ihn verletzt haben könnte, und ob er daraus schlösse, daß sie in das Geld verliebt wäre und ihn deswegen geheiratet hätte. Aber sie hatte den Haß in seinem Blick schon längst bemerkt. Sie erwog auch, ob er vielleicht erfahren hatte, daß sie damals mit einem anderen verlobt war; aber er konnte doch nicht glauben, daß sie in den alten Apotheker verliebt gewesen sei. Sie wühlte sich tiefer und tiefer in ihre Verzweiflung, und dahinter glomm die Angst, Tag und Nacht . . .

Eines Abends, als sie grade zu Bett gehen wollte, hörte sie jemand an der Haustür; die Tür ging auf und wieder zu, und — ja, das war sein Schritt: durch die Diele und die Wohnstube, in die Schlafkammer, aber es war nicht sein gewohnter fester, schneller Schritt, sondern es lag eine Müdigkeit darin . . . Und es war der zwölfte Abend, seit er in den Wald gegangen war.

Sie wußte nicht, weshalb, aber sie ging zum Spiegel und — erblickte die starren Züge ihrer Großmutter. Sie wich schaudernd zurück; so abgehärmt und vergrämt war sie in dieser letzten Zeit geworden. So alt geworden, ohne zu wissen, wo sie selbst war . . .

Was hatte Vater Dag gesagt? Ja — wenn irgendetwas nicht stimmte, so solle sie mit Tante Eleonore sprechen; denn das sei ein verständiger Mensch.

Verständig, gewiß. Adelheid schauderte bei dem Gedanken an die unverblümte Art ihrer Tante; jetzt mußte es aber sein, sie wollte morgen nach Borgland reiten — alle strengen Vorwürfe über sich ergehen lassen, wenn es nur einen Ausweg gab aus diesem Dunkel.

Um Dag brauchte sie sich heute abend jedenfalls nicht zu ängstigen; und sie schlief sofort ein — zum erstenmal seit langem.

5.

Das Portal auf Borgland öffnete sich, Tante Eleonore trat auf die Schwelle und sah freundlich und aufmerksam zu, wie Adelheid vom Pferd stieg und die Treppe heraufkam, während der Knecht das Pferd fortführte.

Der Schlaf einer langen Nacht, die Erleichterung über Dags Heimkehr und der Ritt in der frischen Luft hatten Adelheid etwas erfrischt. Unter dem prüfenden Blick ihrer Tante schritt sie so forsch wie möglich durch die Zimmerflucht zum blauen Eckkabinett, in das die Vormittagssonne hineinschien, gedämpft durch die leichten Vorhänge der großen Fenster.

„Nein, weißt du“, wies die Tante sie heiter zurecht, „so kannst du nicht länger gehen. Eine alte Frau von bald vierzig Jahren, und ein Schwung von oben bis in die Zehenspitzen — wie . . . Nun, genug davon!“

Niemand konnte das Lächeln ferner liegen, als Adelheid heute, aber sie mußte jetzt einfach das Gesicht verziehen und lächeln. Immer hatte ihre Tante etwas zum Trost oder zur Erheiterung ihrer Umgebung bereit, seit sie als Herrin auf Borgland lebte.

„Wenn man selber von früh bis spät nichts als Freude hat, dann fehlt es gerade noch, daß man nichts für andere übrig hätte“, hatte sie einmal geantwortet, als Adelheid ihre gute Laune bewunderte,

Die Tante stellte sich einen Stuhl hin und rückte für Adelheid die Kissen im Kanapee zurecht. „Ich wäre morgen zu dir gefahren, um mit dir über das zu reden, was du auf dem Herzen hast“, sagte sie mit einem deutlichen Anflug von Ernst. „Während ich draußen etwas für uns zurechtmache, kannst du dich ausweinen, dann hält es uns bei unserer Unterhaltung nicht auf.“ Damit fegte Tante Eleonore aus dem Zimmer und warf in der Tür noch einen teilnehmenden Blick auf Adelheids verblüfftes Gesicht.

Die Tante kam mit Tee und Kuchen, mit Gelee und Süßigkeiten zurück und stellte das Brett auf den Tisch. „Bei dem Gesicht, das du machst, verzichten wir lieber auf das Mädchen als neugierigen Zuschauer.“

Als sie Tee eingeschenkt und daran genippt hatten, setzte sie sich Adelheid kerzengerade gegenüber. „Nun schieß los! Ich habe alle Türen abgeschlossen, wir sind ganz sicher vor jedem Besuch. Es handelt sich also um Dag und dich.“

Adelheid hob erstaunt den Kopf.

„Nun“, fuhr die Tante abwechselnd ernst und scherzend fort, „da müßte man schon sehr viel dümmer sein als ich, um nicht zu sehen, daß ihr beiden euch gegenseitig das Leben schwer macht. Und du hast ja eigentlich genug Trauriges gesehen und erlebt. Du hättest nicht nötig, das Unglück für dich und andere noch besonders zu hätscheln, wie es die meisten Menschen tun und — es dann noch unentrinnbare Wirklichkeit nennen. Dazu bist du zu klug. Du willst lieber sehen, dem ein Ende zu machen — und darüber willst du mit mir reden.“

Tante Eleonore mußte Scherz und Ernst mischen, um sie zum Reden zu bringen. Ihre leisen, verständnisvollen Worte, ihr leichtes Streicheln über Schultern und Haar erinnerten Adelheid so herzbewegend an glückliche Tage ihrer frühen Kindheit, wenn die Tante zu Besuch kam und Frische, Wärme und Licht in das steife, kalte Leben bei der Großmutter brachte. Und endlich erzählte Adelheid. Erst wand sie sich um den Kern herum; die Tante verstand es aber, sie auf das zu lenken, was sie im Innersten quälte, und sie schüttete schließlich ihr ganzes Herz aus. Das sonst so steife Fräulein Ramer rückte immer näher an Adelheid heran; die Hand gegen die Wange des Sofas gestützt, legte sie den Arm um Adelheid und neigte sich weit vor, als wolle sie jede Kleinigkeit ganz genau in sich aufnehmen, und Blick und Miene folgten Adelheids Worten so lebhaft, als hänge ihr eigenes Leben davon ab.

Fräulein Ramer hatte von Vater Dag eine beglaubigte Urkunde erhalten, daß sie bis zu ihrem Tode auf Borgland wohnen dürfe, und alle ihre Rechte und Pflichten waren darin ausführlich bestimmt. Die Verpflichtung, für Bruder Lorenz bis zu seinem Ende zu sorgen, war festgelegt, ebenso ihre Rechte für den Fall, daß Klein-Dag Borgland noch zu ihren Lebzeiten übernähme. Sie solle jedenfalls sichergestellt sein, hatte Vater Dag gesagt. Und wenn sie auf Adelheid und Dag ein Auge haben wolle und — auf die Söhne, falls sie die noch groß werden sähe, so vergelte sie ihm alles mehr als genug.

Ja, Fräulein Ramer saß fest auf Borgland; aber sie war nicht der Mensch, der etwas ohne Gegenleistung annahm, und sie hatte diese letzten Worte des Alten nicht vergessen. Und wenn sie zu etwas Geschick hatte, dann dazu, ein Auge auf ihre Mitmenschen zu haben. Sie fühlte sich Adelheid gegenüber verpflichtet, aber ebenso gegenüber dem Wunsch des Toten, und damit auch gegenüber Dag; und bei aller Liebe zu ihrer Nichte hatte sie es doch stets verstanden, ihre Ansichten nicht von Gefühlen beherrschen zu lassen, und heute — darüber gab sich Fräulein Ramer keiner Täuschung hin — war dies wichtiger als je.

Als Adelheid ihre Beichte mit Dags bitteren Worten abschloß, daß sie nicht ihn geliebt habe, als sie nach Björndal heiratete, da nickte Tante Eleonore zustimmend und sagte so leise, als denke sie nur laut: „Ganz richtig.“

Was? Adelheid schrak wie aus einem Traum auf und starrte sie entsetzt an.

„Ganz richtig“, wiederholte die Tante nur ruhig, unberührt von Adelheids starker Bewegung.

„Was meinst du?“ Adelheid wollte auffahren, Tante Eleonore aber legte ihr die Hand auf die Schulter und hielt sie zurück: „Bleib ganz still sitzen, Adelheid. Dies ist eine tiefernste Sache, die wir gründlich überlegen müssen.“ Ihre Stimme klang leise, aber sehr bestimmt.

Adelheid starrte sie erschrocken an. Was in aller Welt meinte sie nur?

Die Sonne war inzwischen nach Süden herumgegangen und fiel jetzt gedämpft, aber licht auf Adelheids Nacken und Tante Eleonores Gestalt. Fräulein Ramer nickte zwei-, dreimal bestimmt und holte tief Atem, als sei sie mit ihren Gedanken so weit fortgewesen, daß sie sogar vergessen hätte, zu atmen. „Ja, so ist es“, sagte sie und blickte an Adelheid vorbei durch das Ostfenster. „So ist es im Leben. Den Allernächsten vergessen wir!“

„Was meinst du eigentlich?“ brachte Adelheid endlich heraus.

„Oh, ich dachte an etwas anderes“, sagte Tante Eleonore abwesend.

An etwas anderes? Adelheid war fassungslos. Da kam sie, von Schmerz und Verzweiflung zu Tode gehetzt, um sich auszusprechen, und hoffte auf Trost und Verständnis. Und statt dessen bekam sie zu hören, daß die Tante das Sinnloseste, was es geben konnte, „ganz richtig“ fand und gleich darauf an „etwas anderes“ dachte.

„Ja“, sagte Tante Eleonore und schenkte sich eine Tasse kalten Tee ein, „an etwas anderes und — doch an das, wovon du erzählt hast.“ Sie nippte an dem Tee; sie wollte wohl Zeit gewinnen, um sich zu sammeln.

„Meinst du wirklich, daß ich Dag nicht geliebt habe?“ Adelheids Stimme zitterte vor Entsetzen.

„Ja, so ungefähr“, war die trockene Antwort.

„Habe ich es etwa nur aus Eigenliebe getan?“

„Das tun wir alle grade dann, wenn wir glauben, andere zu lieben; aber daran dachte ich jetzt nicht.“

„Aber wen, um des Himmels willen, meinst du denn eigentlich?“

„Deinen Schwiegervater!“

Adelheid war wie von einem Schlag getroffen hintübergesunken, fuhr aber mit verzweifelten Beschwörungen wieder auf, weinte und war lange nicht zu beruhigen. Tante Eleonore hatte sie wenigstens wieder auf das Kanapee gebracht und zum Schluß gesagt: „Denk einmal selbst darüber nach, wenn du zur Ruhe gekommen bist.“

(Fortsetzung folgt.)

In einer Frühlingsnacht.

Erzählung von Albert Horrer.

Die nächtliche Natur atmete einen schweren Duft. Sternenklarer Maienhimmel glänzte über Berg und Wald, und mildes Mondlicht floß wie ein silberner Strom über die Wiesenhänge.

Ein Wanderer schritt einsam durch die feierliche Stille. Er war barhäuptig und trug geflickte Kleider, die von vielen Übernachtungen unter freiem Himmel erzählten. Er war durstig.

Der Bach floß weit drüben, inmitten des Wiesengrundes. Ab und zu klang das Geplätscher des Wässerleins herüber . . .

Auf einmal blieb der Mann stehen und lauschte. Da war noch etwas, das nicht wie Wellengemurmel klang, auch nicht wie das geheimnisvolle Rauschen der weiten Wälder.

Das war doch Musik . . . leise, wunderbare Musik . . .

Durch die Bäume schimmerten erleuchtete Fenster. Der Wanderer gab sich Mühe, geräuschlos zu gehen. Mit jedem Schritt, den er tat, wuchs das prachtvolle, im Rokokostil erbaute Haus schöner und prächtiger aus der Lichtung. Zwei der hohen Fenstertüren waren geöffnet, sie führten auf einen zierlichen Balkon.

Die Musik brach ab. Es wurde in die Hände geklatscht. Das Gemurmel vieler Stimmen klang ins Freie, dazwischen helles Frauenlachen. Der Wanderer blieb stehen. Seine schmalen weißen Hände umfaßten das kunstvoll geschmiedete Eisengitter der Toreinfahrt, sein Kopf ruhte schwer auf den Armen.

Ein leiser Windstoß fuhr durch die Bäume und spielte mit den schläfrigen Blättern. Durch den Körper des Mannes ging ein heftiges Schütteln . . . er weinte. Er wehrte den Tränen nicht, die über das wettergebräunte Gesicht rannen. Sie tropften zur Erde, auf sein einziges Hab und Gut, das er da vor seinen Füßen niederlegte. Es war ein leichtes Bündel, denn es enthielt nur seine Geige.

Hinter den hellen Fenstern wurde es wieder still. Dann erklang Klaviermusik, herrliche, ergreifende Musik, von Meisterhand gespielt. Der Wanderer draußen am Tor blickte heftig auf. Behutsam bückte er sich nieder und zog seine Geige an sich. Dann schritt er langsam dem Hause zu.

Seine Augen waren auf die offenen Fenster gerichtet. Er folgte dem inneren Zuge, wie der Nachtfalter der hellen Flamme folgt . . . Drinnen klang das meisterhafte Spiel, schwoll zum Orkan, jubelte und klagte. Die „Ungarische Rhapsodie" tönte durch die Stille der Nacht. An einer Bank vor dem Hause hielt der Fremdling inne. Er stützte einen Fuß darauf und lauschte.

Leise, unwillkürlich tastete die Hand nach dem leichten Bündel. Dann setzte er die dunkle, unscheinbare Geige an. Kaum hörbar strich der Bogen über die Saiten, bis der einsame Spieler vertieft und voller Hingabe mitspielte. Hochaufgerichtet stand er unter den immer heftiger rauschenden Bäumen, sah mit strahlenden Augen in den dunklen Nachthimmel, den jagende Wolken immer mehr verfinsterten, und spielte, spielte . . . losgelöst von Zeit und Raum, in leidenschaftlicher Berauschung.

Vereinzelte Regentropfen fielen auf das bescheidene Instrument. Der Fremde hörte nicht, wie das Klavierspiel im Hause abbrach, spürte nicht den Regen, der ihm ins Gesicht schlug. Er spielte. Sein Ohr war lauschend an das Instrument gedrückt. Wie ein lautes Schluchzen, ein Wehschrei, klang der letzte Laut. Erschöpft sank der Spieler auf die Bank . . .

Plötzlich fiel helles Licht in seine Augen. Erstaunt fuhr er hoch. Weit offen standen die Türen des Hauses, bunte, festlich gekleidete Menschen drängten zu ihm hin.

Ein Mädchen stand vor ihm, jung und strahlend, eine Märchenprinzessin . . . Er sah zu ihr auf, in das schöne Gesicht, das eine dichte Fülle dunklen, glänzenden Haares umrahmte.

„Kommen Sie, bitte, kommen Sie!" flüsterten ihre Lippen, und sie faßte ihn bei der Hand, zog ihn zum Haus.

Ein Meer von Licht umgab den Wanderer. Freundliche Augen sahen ihn an, ermunterten ihn, näher zu treten, mitten in den weiten Saal. Rotsamtene Stühle standen darin, davor etwas erhöht ein prächtiger Flügel. Das Mädchen führte ihn dort hin, drückte ihn sanft auf einen Stuhl.

„Spielen Sie uns doch die schöne Melodie noch einmal!" bat sie.

„Ja, ja, bitte, spielen Sie doch noch einmal!" wiederholten die Damen und Herren und umdrängten ihn.

Das Mädchen setzte sich an den Flügel und nickte ihm ermunternd zu. Und liebevoll strich der Wanderer über seine Geige.

Als er geendet, erhob sich stürmischer Beifall: „Noch einmal, bitte, noch einmal!"

Man reichte ihm Wein. Er trank wie einer, der aus dem Jungbronnen trinkt. Heiß durchrann der goldene Saft den ausgehungerten Leib. Der Geiger leerte das Glas bis auf den Grund.

Das Mädchen holte einen Band Noten herbei und legte ihn vor ihn hin. Der Wanderer zuckte zusammen. Dann griff er hastig danach, suchte einige Blätter hervor und reichte sie dem Mädchen. Es sah ihn strahlend an: „Sie haben mein liebstes Stück gewählt."

Er lächelte ein wenig: „Ein unbekannter Komponist."

„Er soll noch ein sehr junger Mensch sein", antwortete das Mädchen, „er wird sicher dereinst einer der ganz Großen werden."

„Glauben Sie, daß er das wird?" Der Wanderer wurde todernst.

„Ganz sicher glaube ich das", sagte das Mädchen erstaunt, „oder meinen Sie nicht?"

„Doch ja, natürlich . . . Sie sagen es so überzeugt, daß ich glauben muß."

Das Mädchen lächelte. „Ich liebe seine Musik über alles, deshalb wünsche ich es auch."

Jemand mischte sich ein: „Man sagt, der Komponist sei ein haltloser Mensch, dem Trunk ergeben und ganz heruntergekommen. Man hat auch lange nichts mehr von ihm gehört. Sicherlich komponiert er gar nicht mehr."

„Ich kann das nicht glauben", sagte das Mädchen.

Der Wanderer träumte vor sich hin.

Und während er die Geige ansetzte, fiel sein Blick durch eine Tür, hinter der ein langer Tisch gedeckt war. Der Geiger mußte die Augen abwenden, damit der Heißhunger ihn nicht übermannte.

Das Mädchen begann zu spielen. Das Spiel einer vollendeten Meisterin.

Während er die Bewegungen der schönen Hände verfolgte, begann er ebenfalls zu spielen. Es war eine tolle Musik, wirbelnd und wild, dann leise schluchzend, bis sie zum Schluß in verklärten Akkorden ausklang.

Ergriffen saßen die Zuhörer, lange wagte es niemand, die Stille zu unterbrechen.

Dann kam der Hausherr hinzu und bat die Gäste zu Tisch. Er faßte den Wanderer an der Schulter und lud ihn ebenfalls freundlich ein. Der Fremde aber sah an sich herunter. Dann entdeckte er in einem Spiegel sein Bild. Er lächelte schmerzlich. Neben dem schönen, frischen Mädchen und dem gepflegten alten Herrn nahm er sich garstig aus. Sein Haar fiel ihm über die Stirn. Die dunklen Augen brannten in tiefen Höhlen. Rasiert war er seit langem nicht . . .

„Nein", sagte er plötzlich und wandte sich um. „Verzeihen Sie mir . . . ich kann nicht. Leben Sie wohl!" Er schritt auf die Tür zu.

„Aber so bleiben Sie doch!" rief das Mädchen, lief hinter ihm her und holte ihn ein, als er gerade das Haus verlassen wollte. „Wo wollen Sie denn hin? Es ist doch stockdunkel und ein schauderhaftes Wetter draußen."

„Sie sind zu gut", sagte er. Dann wandte er sich noch einmal um, als habe er etwas vergessen. Er schritt an den Flügel zurück und begann, indem er ein in der Nähe stehendes Schreibzeug benutzte, einige Worte auf die erste Seite das Notenbandes zu schreiben.

Der Hausherr stand noch auf dem gleichen Fleck. Sein Gesicht war von dunkler Röte überflossen, denn ihm waren die mißbilligenden Blicke zweier Damen nicht entgangen. In seinem Herzen regte sich Mitgefühl für den jungen Menschen.

Der legte nun die Feder weg, faßte mit der Linken seine Geige und hielt dem Mädchen, das ihm stumm zu-

gesehen hatte, die Noten hin. Noch einmal verneigte er sich tief, dann trat er hastig durch die Tür.

Für einen Augenblick drang ein Windstoß von draußen herein. Dann war es still, die Nacht hatte den Fremdling verschluckt.

Das Mädchen rührte sich nicht. Vater und Tochter lasen die schlichten Worte: „In dieser Stunde fiel ein Sonnenstrahl in mein erfroren Herz. Haben Sie Dank für Ihre Güte. Es geht wieder aufwärts! Der Komponist."

Tränen glänzten in den sanften Mädchenaugen. Über das ernste Gesicht des Mannes, in welches das Leben eine eigene Geschichte geschrieben, ging ein schmerzliches Lächeln.

Oben Tomate — unten Kartoffel?

Neue Nutzpflanzen durch Kreuzung und Pfropfung. — Die geheimnisvollen „Chimären" und „Burdonen". — Pflanzen in schädlingssicherer Haut. — Die Lebensarbeit des deutschen Botanikers Professor Winkler.

Als Wunschtraum taucht immer wieder die Vorstellung von einer Pflanze auf, die den Nutzen und die Vorzüge zweier Gewächse in sich vereinigt. Niemand nahm jedoch diese Möglichkeit ernst. Das Bild der Wunderpflanze, die z. B. oben Tomaten, unten Kartoffeln trägt, blieb ein Scherzbild, denn durch Kreuzung, Befruchtung und Züchtung lassen sich solche Fabelwesen nicht erzielen. Und trotzdem liegen derartige Neuschöpfungen nicht gänzlich außer dem Bereich des Möglichen, das haben die bahnbrechenden Versuche des Hamburger Botanikers Professor Winkler gezeigt.

Geheimnisvolle Bastarde des Pflanzenreichs.

Schon seit langer Zeit waren den Gärtnern und Botanikern merkwürdige Mittelbildungen an verschiedenen Pflanzen bekannt. Der französische Gärtner Adam beobachtete 1825 in seinen Baumschulen bei Paris eine Goldregenart, die eine Bastardform zwischen dem gewöhnlichen gelben Goldregen und einer verwandten Art mit blauen Blüten darstellte. Merkwürdig daran war, daß bei der rätselhaften Neubildung gelegentlich Rückschlagszweige mit Blüten entweder der gelben oder der blauen Art auftraten, also dreierlei Blüten an einem Strauch! Um 1900 wurde eine ähnliche Mittelbildung aus Weißdorn und Mispel in einem Garten bei Metz aufgefunden. In diesem Fall wußte man aber, daß die Mittelform zuerst an einer Pfropfstelle der Mispel auf den Weißdorn entstanden war.

„Chimären" durch Pfropfung erzielt.

Nun lassen sich selbst so nahe verwandte Pflanzen wie Tomate und Nachtschatten durch Bestäubung oder Befruchtung nicht kreuzen. Man kennt aber bei Pflanzen wie bei Tieren eine Entstehung von Lebewesen aus unbefruchteten Eiern, aus einfachen Körperzellen. Ließ sich diese Verbindung auch künstlich erzeugen? Professor Winkler begann vor über 30 Jahren mit der Bearbeitung dieser Frage. Er pfropfte Nachtschatten und Tomate aufeinander, schnitt dann den neuen Zweig an der Pfropfstelle ab und ließ von den aus der Schnittfläche entstehenden weiteren Trieben nur diejenigen stehen, die auf der Grenze der jetzt innig verwachsenen Zellengewebe von Nachtschatten und Tomatenpflanze gebildet waren.

Seltsame, bisher völlig unbekannte Pflanzenformen zeigten sich unter diesen Neubildungen; Pflanzen, die halb Nachtschatten, halb Tomate darstellten. Es waren Gewächse darunter, die links die Blätter, Blüten und rotgelben Früchte der Tomate, rechts die schwarzen Beeren und entsprechenden Blätter und Blüten des Nachtschattens hatten. Es gab weiter solche Formen, die innen aus dem Zellgewebe der Tomate, außen aus dem andersartigen des Nachtschattens aufgebaut waren und umgekehrt. Professor Winkler nannte diese sonderbaren Pflanzenkonstruktionen in Anlehnung an die bekannten Fabelwesen des Altertums — halb Pferd, halb Mensch — Chimären. Die Zahl der Pfropfungen und peinlich genau geführten Schnitte stieg ins Riesenhafte, bis nach 25jähriger Versuchsarbeit endlich das ursprüngliche Ziel erreicht wurde. Echte Pflanzenmischlinge, sogenannte Burdonen, entstanden durch Verschmelzung zweier gewöhnlicher Körperzellen, also eine echte Kreuzung ohne natürliche Befruchtung. Die Chimärenforschung konnte bereits wichtige Fortschritte auf dem Gebiet der Entwicklungsphysiologie und der Entwicklungsgeschichte der Pflanzen verzeichnen.

Schädlingsschutz — eine neue Haut!

Es kommt nun nur auf Versuche in großem Maßstabe an, um praktisch zu beweisen, daß sich Kartoffel und Tomate dergestalt zu einer Neubildung vereinigen lassen, daß sowohl die oberirdischen Früchte wie die unterirdischen Knollen genießbar sind. Es ist nicht ausgeschlossen, daß durch die entsprechende Verbindung der Kartoffel mit einem verwandten, besonders großblätterigen Nachtschattengewächs eine Zukunftspflanze entsteht, die neben ihrer üppigeren Krautentwicklung eine viel reichere Knollenernte liefert. Es ist weiter denkbar, Nutzpflanzen wie Kartoffel, Tabak und Tomate in die lebende Haut einer anderen Pflanze zu stecken und auf diese Weise gegen die Angriffe von Schädlingen, Pilzen und Blattläusen zu schützen. Die lebende Pflanze, sie wurde auf diese Weise in völlig neuer, zu Beginn dieses Jahrhunderts noch undenkbarer Art zu einem wandlungsfähigen Gebilde in der Hand des Menschen, zu einem Konstruktionselement, das der Mensch nach seinem Willen trennen und vereinigen kann. E. B.



Bunte Chronik



Eine Anwärterin auf den polnischen Thron.

Nachdem zwei männliche angebliche „Anwärter auf den polnischen Thron", die noch vor einem Jahre der polnischen Presse Material zu satyrischen Artikeln geliefert hatten, auf „ihre Rechte" auf den polnischen Thron verzichtet zu haben scheinen, werden jetzt, wie der „Kurjer Polski" berichtet, seit einiger Zeit alle Staatsbehörden telephonisch von einer Frau alarmiert, die sich Kryńska nennt und behauptet, daß sie die Anwartschaft auf die polnische Krone besitze. Sie fordert an sie die Macht abzutreten und droht mit den fürchterlichsten Strafen, sollte ihrer Forderung nicht stattgegeben werden. Die Polizei hat lediglich festgestellt, daß eine unbekannte Frau aus öffentlichen Telephonzellen die Behörden anruft. Wahrscheinlich hat man es hier mit einer Geisteskranken zu tun, die ihre Rolle so meisterhaft spielt, daß man sie bis jetzt nicht fassen konnte.



Lustige Ecke





Der Millionär hat seinen Arm verstaucht.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.